

Antonia. Novelle von Egert Winnsteen, Dr. Antona, Joh. F. Hammerich. 1843.

Italienische und deutsche Maler behandelten in Ober- und Unterabtheilungen desselben Gemäldes doppelte Gegenstände, beide nach dem Gesez der Kunstreinheit, durch eine religiöse Hauptidee verbindend. Mit schärferem Contraste, aber auch zu ethischem Kunstzwecke ist in der Novelle „Antonia“ das Streben einer jungen Geistesheroine, selbst in der Liebesverbindung sich nicht zu binden und, einem Manne sich einigend, dennoch volle Freiheit und Selbstständigkeit sich zu bewahren, unter den allmäligen Einfluß des erwachenden religiösen Gefühls und eines Sittengesetzes gestellt, welches nicht beobachtet zu haben, Antonia, bei aller Verständigkeit ihres, gegen ihren Erwählten, aber nicht gegen ihr erstes Kind, auch liebevollen Wesens, zuletzt bereut. Dieser ethischen Idee gefeilt sich bei dem Scharfsinn und der Weltbildung des Verfassers, in geglätteten Formen eine plastische Behandlung des Für und Wider der Frauenemancipation, wobei mit viel Umblück Zustände der verschiedenen Nationen der Welt berührt werden. In allgemeiner Anerkennung des Ideenreichtums, welchen der Verfasser bei diesen Angaben entfaltet, haben wir nur die Richtigkeit einiger derselben zu bezweifeln. Das Familienleben der Araber ist einfach, aber eben dadurch glücklich, und wie der Verfasser selbst die Frauen „Mittel der schaffenden Natur“ nennt, so stellt auch der Koran das Weib nicht unwürdig dar, wenn er die Geheimnisse der Mütterlichkeit, sie halb und zart verschleiernd, durch Bilder aus dem Blumenreiche andeutet, mit dem Blicke des Naturforschers, welcher in allen Abstufungen der organischen weiblichen Bildung dasselbe Grundgesetz wahrnimmt. Im Eingange des Werkes ist die Vertheidigung der Frauenemancipation durch Antonia, diese Rose mit dialectischen Dornen gegen die Alleinherrschaft der Männer so vorherrschend, daß die Ehe, jenes Institut der Klugheit und Weisheit, durch welche dem wandelbaren Gefühle der Männer und Frauen ein Halt gegeben werden soll, fast gar keinen Fürsprecher findet. Die hierauf folgenden „Träumereien eines alten Knaben über die Ehe,“ enthalten dagegen schon in ihrem Eingange den ohne Zweifel richtigen Grundsatz, daß An-

hänglichkeit an das lautere, nicht wüste Mannsthum des Gatten die wahre Bestimmung einer Vermählten und liebevolle Sorge für ihre Kinder ihre gleichfalls heilige Pflicht sey. Wir finden in diesen „Träumereien“ viel Wahres, bemerken aber, daß die Doppelhehen deutscher Fürsten des Mittelalters nicht nur aus einer Connivenz gegen Neigungen des Volkes, sondern manchmal aus besonderen Gründen, z. B. wegen abnormer Bildung der ersten Gattin geistlich nachgelassen wurden. In neuerer Zeit haben deutsche Gesetzgebungen die Härten gemildert, welche sich, auch dem Wesen der Ehe unangemessen, in die älteren Gesetze eingeschlichen hatten. Die Vielseitigkeit, mit welcher der Verfasser seinen Stoff in objectiver Schärfe behandelt, steht in Verbindung mit der hierdurch bedingten Verschiedenartigkeit der Charaktere. Doch wünschten wir einigen derselben noch ein wärmeres individuelles Leben, erkennen aber an, daß durch die religiöse Tendenz des zweiten Theiles dieses Gemäldes aus der conventionellen Welt eine mildere Region sich dem Gefühle erschließt, in Maria die sanftere Weiblichkeit als Rose ohne Dornen erscheint und der Character Antonien's dadurch an Interesse noch gewinnt, daß sie, in ihrem geistigen Werthe, bei erwachender inniger Weiblichkeit ihr nicht ganz unverdientes Unglück mit Ergebung und Mitgefühl für fremde Leiden trägt.

E. Gehe.

Der Plauen'sche Grund von Julius Pechholtz.

Mit einer Karte (und einer Uebersichtstafel). Dresden, Druck und Verlag von Blochmann. 1842. (kl. 8. XL und 77 Seiten.)

Wiewohl die eigene Anzeige meiner Schrift Manchen bedenklich und Manchen sogar verdächtig erscheinen mag, verdächtig, sofern Manche in den Selbstanzeigen nichts Geringeres als Selbstlob zu wittern lieben, und bedenklich, sofern Manche für unbedingt rathsam erachten, einem möglichen Verdachte des Selbstlobes sich nicht bloßzustellen, so trage ich dennoch durchaus kein Bedenken, das Erscheinen meiner Schrift hierdurch selbst anzugeigen, und zwar um so weniger, als ich bei Gelegenheit dieser Anzeige Zweierlei, was in meiner Schrift selbst theils aus Mangel an Raum nicht gesagt werden konnte, theils

aus gewissen Gründen sich nicht sagen ließ, zeitig genug nachzuholen wünsche.

Das eine Mal wünsche ich nämlich, den Verdacht, als sey das schon vor geraumer Zeit angekündigte Erscheinen meiner Schrift durch meine Schuld verzögert worden, nachdrücklich von mir abzuwenden: daß nicht mir, sondern der Saumseligkeit des Druckers die Schuld davon beizumessen sey, wird mir nöthigenfalls der Drucker selbst der Wahrheit gemäß bezeugen müssen. Bei weitem weniger noch kann mir der Umstand, daß die zur Schrift gehörige Karte sogar jetzt noch nicht einmal fertig ist, zur Last gelegt werden. Das andere Mal wünsche ich, über einige Hindernisse, die mir bei der Sammlung der zu meiner Schrift erforderlichen Nachrichten in den Weg getreten und leider die Veranlassung so mancher Ungenauigkeiten in der Schrift selbst geworden sind, etwas näher, als dieß in der Vorrede geschehen ist, hier mich auszusprechen. Gewissenhaft habe ich in der Vorrede Diejenigen genannt, deren, wenn auch noch so geringer Unterstützung meine Schrift sich zu erfreuen gehabt hat; warum soll ich nicht auch auf Dasjenige aufmerksam machen, was meiner Schrift hinderlich gewesen ist? Bedingt doch das Eine gewissermaßen auch das Andere. Daß mir aber natürlich bei Erwähnung solcher Hindernisse nicht in den Sinn kommen könne, Diejenigen, welche dergleichen veranlaßt haben, deshalb tadeln zu wollen, liegt auf der Hand; denn mit welchem Rechte sollte ich auch z. B. darüber, daß man meine Anfrage über das Productionsquantum der Rhode-Michael'schen Papierfabrik in Hainsberg gar nicht beantwortet hatte, einen Tadel aussprechen können, da mir nicht das Recht zu fragen, geschweige eine Antwort zu verlangen zustand, und mit welchem Rechte sollte ich deshalb, weil man meine Anfragen über das Förderungsquantum und die Zahl der Mannschaft bei den Freiherrlich v. Burgk'schen und Brendel'schen Steinkohlenwerken nicht mit genauer, wie mir wohl wünschenswerth erschien, sondern nur ungefährender Angabe beantwortet hatte, irgendwie einen Vorwurf äußern können? Freilich möchte das Recht, zu tadeln, in gewissen Fällen mir nicht ganz abgesprochen werden dürfen; wie, wenn man die Beantwortung meiner Anfragen durch höchst schwankende und vielleicht gar unrichtige Angaben zu umgehen gesucht hätte? Ob bei den über das Koschüger Steinkohlenwerk mir gemachten Angaben ein solcher Fall vorliege, überlasse ich den Sachverständigen zur Begutachtung: ich erzähle hier bloß den Hergang der Sache. Auf meine Anfrage nach dem jährlichen Förderungsquantum erhielt ich folgende schriftliche Antwort: „In

12 Stunden werden 144 Tonnen gefördert.“ Nach der einfachen Berechnung, 12 Stunden: 2 \times 365 12 Stunden = 144 Tonnen: X Tonnen, ergaben sich demnach 105,120 Tonnen = 210,240 Scheffel als jährliches Förderungsquantum. Bei einer nochmaligen Anfrage lautete die mündliche Antwort etwas anders: nur 3 \times 12 Stunden, hieß es, werde wöchentlich gefördert. Mithin stellte sich bei einer nochmaligen Berechnung, 12 Stunden: 3 \times 52 12 Stunden = 144 Tonnen: X Tonnen, nur 22,464 Tonnen = 44,928 Scheffel jährliches Förderungsquantum heraus. Aber immer noch 44,928 Scheffel! während einer, ich glaube, sichern Nachricht zufolge, von den 6 Koschüger Kohlenwerken diejenigen 4, welche ununterbrochen mit zwei Mann belegt gewesen waren, in dem Zeitraume vom 1. Januar bis zum 30. Juni 1838 nicht mehr als 7,522 Scheffel Ausbeute gegeben hatten und das oben bereits erwähnte Antwortschreiben doch ausdrücklich sagt, daß die Jahre 1836 — 40 in Bezug auf den Betrieb des Koschüger Steinkohlenwerkes in allen Verhältnissen sich ziemlich gleich seyen.

Schließlich benutze ich noch die Gelegenheit, die etymologischen Bemerkungen über die Ortsnamen des Plauen'schen Grundes, welche mir von Herrn Brantel in Pirschberg, aber leider sehr spät, zugekommen sind, hier vollständig mitzutheilen.

„Plauen; die urkundlichen Lesarten: Plawin, Blawen und Plawan sind Beweise der Willkür, die sich in deutschen Urkunden bei der Schreibung slavischer Namen offenbart. Wir Böhmen nennen Plauen Plawno. Die Erklärung dieses Namens kann nur durch die Localität entschieden werden. Plaw heißt im Böhmischen das Schwemmen, plawici und wendisch plawicz = schwemmen; das Diminutiv von Plawno = Plawnice heißt böhmisch eine Schwemme. In dem böhmischen Diarium des Ottersdorf kommt ein Girjk z Plawnice vor. Finden sich in dem Bezirke oder in der Nähe von Plauen Spuren einer ehemaligen Holz- oder Pferdeschwemme, so mag der Ort den Namen davon bekommen haben, und Plawno würde einen Ort an der Schwemme bedeuten. Im Budweiser Kreise giebt es einen Plawniger Meierhof, wahrscheinlich von der Schafschwemme benannt. Die böhmischen Orte Plawen und Plawicko haben wahrscheinlich dieselbe Bedeutung.

Weisseritz, urkundlich Bisteritz, Bistrice und Wisteritz, verderbt statt histrica von histra = rasch, schnell, mit der verstandenen Pinweisung auf Woda = Wasser; mithin Bistrice = Wildbach. So heißen unzählige Bäche und Flüsse in slavischen Ländern und

wohl auch die daran gelegenen Ortschaften. Das slavische *Bistrica* erhielt im deutschen Munde verschiedene Umstellungen: *Wistritz* und *Fistritz*, Dörfer im Saazer und Taborer Kreise, *Feistritz* in Steyermark, *Weistritz* in Schlesien. Doch ist auch diese Umstellung nicht regellos. Das slavische *h* geht nämlich im deutschen Munde gewöhnlich in *f*, *v* oder *w* über, z. B. *Farbe*, *Furth*, *salb* = böhm. *barwa*, *brod*, *plaw*; so auch in den Ortsnamen: *Treffen*, *Safnig*, *Flanig*, *Laufen*, *Bilach* = *Trehno*, *Labnica*, *Blanica*, *Lubno*, *Bilak*. Die Niederdeutschen sprechen: *gibt*, *geben*, *half*, *essen*, statt *giebt*, *geben*, *halb*, *eben*. Der slavische Vocal *i* wird im Deutschen gewöhnlich diphthongirt, wie z. B. in den Ortsnamen: *Scipa*, *Leipzig*, *Leibniz* = *Lipa*, *Lipsko*, *Lihnice*. Der Diphthong *ei* statt *i* herrscht aber auch in dem alten Polabischen Dialecte der Lüneburger Wenden: *moteica*, *leist*, *leipo*, = *motice*, *list*, *lipa*. Die Auslassung des *t* in den gesprochenen und geschriebenen Ortsnamen *Weisseritz* rührt von der mundfaulen Aussprache des Volkes her. So spricht auch der gemeine Böhme: *Posmistr*, *Fosmistr* statt *Postmeister*, *Forstmeister* u.

Doelzchen und *Toelzchen*, urkundlich *Deltsam* und *Telesen*, verderbte Lesarten statt *Telcanj* (lies *Teltschani*). Der slavische Ursprung dieses Namens ist über allem Zweifel erhaben. *Telcanj* ist eine Polabische Form statt der böhmischen *Klecany*, denn *T*, *G* und *K* sind dialectische Umlaute, die sich wechselseitig ersetzen, z. B. Polabisch *tjin* = böhm. *kun* (Pferd), wendisch *kojn*; Polabisch *sladtja* = böhm. *sladky* (süß). Das deutsche Wort *Tritt* = böhm. *krok*; *tropfen* = böhm. *kropiti* u. Das *l* wird in slavischen und deutschen Dialecten dem Vocale bald vor- bald nachgeschoben, z. B. *pleso* = *pelso*; *plawj* = *salb*; *chlad* = *kalt*; böden *hambur*. *Ikot* = *blöken*; schwedisch *wald* = die Gewalt, die Beherrschung = böhmisch *wlada* *Waldemar* = böhmisch *Wladimir*. Daher sind neben dem wendischen *Teltschen* auch die böhmischen Ortsnamen: *Kele*, *Kelcice*, *Geltsch* (Berg im leitmeriger Kreise), *Klec*, *Klece* (Berg im leit. Kr.), *klecat*, *Tele* (2 Dörfer und 1 Bach) und *Telcice* ein und derselben Bedeutung von *klec* (Klatsch) böhm. = *Kienholz*. Der Ausgang *-any* ist bei Ortsnamen, wie *Lesany*, *Chlumcany*, *Chrastany* u. häufig; demnach bezeichnet *Telcanj* und *Klecany* einen Ort, in dessen Nähe *Kienholz* wuchs oder wächst. —

Koschütz (urkundlich *Kuschitz* und *Koschwitz*) ist mit den Namen der böhmischen Dörfer *Kosice* im Gaaß-, Tab. und Prachiner Kreise und der Stadt *Koschau*

(*Kosice*) in Ungarn gleichbedeutend. Ein Dorf in Böhmen heißt auch *Kosowice*. Die Ableitung von *Kos* = böhm. *Korb* mag hingehen und *Kosice* oder *Kosowice* mag wohl einen Ort bedeuten, wo Körbe verfertigt werden oder wo sich sonst etwas korbartiges fand. Die versuchte Derivation von einer Ziege (*Koza*) oder von *Kostel* (Kirche, Tempel) ist imaginär. — *Gütersee*, urkundlich *Getersin*. Die vermeinte ächte deutsche Deutung: „Güter am See“ ist offenbar geschraubt. *Gütersee* ist wahrscheinlich ein in dem Munde der Deutschen oder unter ihren Händen verflümmelter slavischer Name. Verderbte Namen aber deuten zu wollen, ist eitle Mühe. — *Wurgewitz*, urkundlich *Worganowice* und *Worgenwicz*. Wie viele Varianten, so viel Beweise der Namensverunstaltungen. Slavisch ist der Name sicher. In Böhmen haben wir ähnlich klingende Ortsnamen: *Wrchowice*, *Wrcholtowice* von *Wrch*, wendisch *Werch* = *Berg* oder der *Gipfel*, auch das *Oberste*. Steht *Wurgowitz* auf einer Anhöhe, so mag es von der Lage den Namen bekommen haben. — *Zauckeroda*, urkundlich *Zeuckerod* und *Czuckerode*. Uebermals deutliche Spuren des Wortverderbnisses. In Böhmen nennen die Deutschen den Ort *Suchyrad*, auch *Zukorad* und *Zukorade*. Da *Z* in den Urkunden das *S* vertritt und die Vocale *o* und *a* in Dialecten wechseln, so könnte man in der Wortruine *Zauckerode* ein wendisches *Suchogrod* (*Dürrburg*) wiederfinden. Diese Vermuthung könnte aber nur dann wahrscheinlich werden, wenn in oder um *Zauckerode* sich eine Burgstelle befindet, die eine trockene, wasserlose Umfriedung hatte. *Suchy*, trocken, dürr und *Hrad* wendisch *Grod* = *Burg*. — *Potschapel*, urkundlich *Pozhepil*, *Poschapel* und *Potzschappel*. Uebermals Namensverkrüppelungen. Die versuchte Deutung auf *Podskalpole* = *Blachfeld* unter dem *Felsen* (!) oder *poda Kappel*, unter der *Kapelle*, verräth eine oberflächliche Kenntniß der slavischen Sprachen. Eine Parallele erlauben die böhmischen Ortsnamen: *Pocepy* (*Podcepy*), *Pocepily* und *Pocaple* im *Rackoniger*, *Prachiner* und *Chrudimer* Kreise. Die augenscheinliche Bedeutung ist: ein Ort bei } *po* oder unterhalb (*pod*) der Teich-
neben }
docke oder des *Ablassrohrs* (*cep*, *cap*) — *ly* ist eine Ausgangsform bei slavischen Ortsnamen. Diese Deutung hat aber nur dann Geltung, wenn sich bei *Potschapel* wirklich ein *Teich* findet, der eine *Docke* hatte, oder noch hat.

Deuben, verborben statt *Dubno*, von *Dub* = *Eiche*; — *no* ist die häufige Ausgangsform der slavischen Ortsnamen. In Böhmen haben wir ein *Dubno* im

Berauner und 2 im Königgräzer Kreise. Die Diphthongirung des slavischen u in das deutsche eu findet sich auch in den Namen Leutmeriz, Leutomischl = altböh. Lutomerice, Lutomysl. Dubno bedeutet daher so viel wie Eichendorf, analog zu Brezno und Buköwno (von Breza und Buk) Birken- und Buchendorf. — Pesterwitz. Die versuchte Deutung mit dem „Symbol des Todes“ ist völlig mißglückt. Das ursprünglich wendische Wort erlitt später jene Mißgestalt, woraus nichts mit Gewißheit zu entnehmen ist. Die Lesart Picstricz ließe vielleicht wieder ein Bistrice supponiren.

Tharand oder Thorand. Eine Beziehung auf den Gott Thor ist eben so wie die Deutung der Ausgangs-sylbe and mit „heilig“ imaginär. Hiesse der Ort Thorand und läge derselbe auf einer Anhöhe, so ließe sich darin der polabische Name Tjorany = böhmisch Turany vermuthen. Tjora polab. = hora böhm. = gora polnisch = Berg. — Mythologische Erklärungen sind bei Ortsnamen fast immer gewagt.“ —

Bibliothekar Dr. Petzholdt.

Laute und leise Lieder von Johannes Scherr.

Schaffhausen, Brodtmann'sche Buchhandlung 1843.

Das im Ueßeren recht annehmlich ausgestattete Büchlein zerfällt in 2 Abtheilungen. Die erste ist „Allen Reactionären,“ die zweite einem Herrn Nepomuk Kott in Schwäbisch-Gmünd gewidmet. Ein an der Spitze der Gedichtsammlung stehendes Motto enthält die bescheidene Notiz, daß der Dichter sich noch für keinen Ritter, sondern nur erst für einen Knappen achte. Und wirklich wird man an vielen Stellen des Buches versucht zu glauben, daß ein sehr zarter jugendlicher Bart ihm vermuthlich noch nicht Miteel genug an die Hand gebe, so barbarisch zu erscheinen, als er wohl auszusehen wünschte. Dagegen scheint aus manchen seiner Aeußerungen hervorzuleuchten, daß die Zeit der ersten Jugend bereits hinter ihm liege. Wie sich aber auch dieses verhalten möge, so hat doch unseres Dichters Apoll offenbar recht oft die harmonische Leier weggeworfen, um sich auf dem kriegerischen Kalbsfelle desto lauter vernehmen zu lassen. Dazu trägt der von Herrn Scherr als Sonnengott Ackerkannte, den vielleicht auf dem Schlachtfelde von Waterloo aufgefundenen blutrothen Schnurrbart eines Grenadiers der längst, theils verschollenen, theils sogar verweseten alten Kaisergarde. Bei alledem versichert der Dichter schon in dem erwähnten Motto, daß die Dame, welcher er dienet, niemand anders, als die Freiheit sey. Die wohlblühlichen Polizeicollegien können sich übrigens seine augenscheinlich sehr martialische

Laune für diese Dame gefallen lassen, da sie nicht etwa auf den Gebrauch tödtlicher Waffen, sondern nur auf Exercirübungen mit dem „Holzen des Wortes“ ausgeht. — Wenn aber auch seine literarischen Manoeuvres sich mitunter ganz hübsch ausnehmen, so wird er doch darin von andern jungen Dichtern der Gegenwart weit übertroffen. Namentlich würde seinen knappenhaften Versuchen schon die Erwähnung des durchaus ritterlichen genialen Herwegh's, sogar in dem Falle schaden, daß die fünf diesem geweihten Sonette größeres Verdienst hätten, als eine parteilose Kritik ihnen zugestehen wird. Im Ganzen läßt sich jedoch Herrn Scherr ein besonderes, frisches Talent, eine Dichtkraft nicht absprechen, die über das Gewöhnliche weit hinausgeht. Gerade diejenigen seiner Poesien, in denen keine Trommel wirbelt, und die das menschliche Gemüth in dessen so mannigfachen Zuständen, vom Kriegslärm ungestört, darlegen, sind die vorzüglichsten und werden gewiß Freunde unter den Gebildeten finden. Im zweiten Abschnitte hat der Dichter schon seine Kriegsmunition beinahe ganz verschossen, weshalb denn eben dieser Abschnitt den ersten an Gehalt überwiegt. Hoffentlich wird seine ganze kriegerische Stimmung immer mehr verrauschen und er bei Zunahme der dichterischen Besonnenheit sich auch mehr Zeit nehmen, um das Technische des Verses und Reimes weniger zu vernachlässigen, als es jetzt noch mitunter geschehen ist. Gar manches Stück dieser Sammlung verdiente besonders hervorgehoben zu werden. So erinnern die Gedichte Monte nebi (S. 67) und Ussuwinitz (Seite 76) an die muntern, melodischen Lieder, welche Freiligrath der dürrn Wüste abzulocken versteht, wenn sie auch den Werken des Letzteren an Vollendung und Wohlklang etwas nachstehen. In Nachbildung ausländischer Poesien zeigt Herr Scherr ebenfalls durch den der deutschen Sprache gewonnenen „Poeten“ Victor Hugo's (Seite 82) eine dem hierin besonders gewandten Freiligrath nahe kommende Fertigkeit. Aus „Hans und Katharina“ (S. 72) streckt sich die im Ganzen nicht zu verkennende Nachahmung H. Heine's in den zwei Zeilen des einen Verses:

„Es ist eine alte Geschichte,
Und ganz und gar nicht neu.“

allerdings zu gefährlich mit ganzem Leibe heraus. Hier von abgesehen behauptet jedoch dieses Scherr'sche Gedicht, vermöge des vereinten Drolligen und Gemüthlichen darin und einer recht gefälligen Abrundung, auch eigenthümlichen Werth. Nicht weniger haucht unter anderem das niedliche Idyllchen „Frühlingsgang,“ (S. 81) ein zartes, inniges Wesen aus. A. Friedrich.